

# Geht es noch härter?

## David Garlands Sicht der US-amerikanischen Kriminalpolitik

Eine Besprechung von David Garland, *The Culture of Control. Crime and Social Order in Contemporary Society*, Oxford University Press, Oxford 2001.

Heike Jung

David Garland zählt sicher zu den profiliertesten zeitgenössischen Kriminologen mit einer dezidiert soziologischen oder besser sozialphilosophischen Handschrift. Nach langjähriger Tätigkeit an der University of Edinburgh im Umfeld des großen schottischen Kriminologen McClintock lehrt Garland heute an der New York University. Bislang ist Garland neben einer Reihe von Sammelbänden<sup>1</sup> vor allem mit zwei Werken hervorgetreten, nämlich mit »Punishment and Welfare. A History of Penal Strategies« (Aldershot 1985), einer Auseinandersetzung mit dem Aufkommen einer an »welfare« orientierten Kriminalpolitik im viktorianischen England, und »Punishment and Modern Society. A Study in Social Theory« (Oxford 1990), dem Versuch einer Re-Adjustierung der Strafphilosophie. Beide Werke stießen auf große Resonanz.<sup>2</sup> Insofern war man – zusätzlich stimuliert durch verschiedene Vorläufe in Aufsätzen<sup>3</sup> – gespannt auf die Lektüre des »neuen« Garland, sozusagen des dritten Bandes einer strafrechtsoziologischen Trilogie, zumal dieses Werk im Klappentext von Jonathan Simon etwas vollmundig als das bedeutendste Werk in der Soziologie der Strafe seit Foucaults »Überwachen und Strafen« angekündigt wird.

### Zum Inhalt

Garland setzt ein mit einer »Geschichte der Gegenwart«, einer Gegenwart, die in den USA und in Großbritannien durch einen kaum noch kritisch hinterfragten Zuwachs an Punitivität gekennzeichnet ist (S.1). »Penal welfarism«, der das Feld von 1890 bis 1970 beherrscht habe, sei in seinen Grundformen erschüttert worden. Als Auslöser für die neuen Konfigurationen, für die »new patterns of crime control« diagnostiziert Garland eine »new structure of social relations« und »new patterns of cultural sensibilities«.

Als Indikatoren für den Wandel der Kontrollstrategien benennt er vor allem:

- den Niedergang des Modells der Resozialisierung,

- die Wiederkehr punitiver Sanktionen und einer expressiven Strafjustiz,
- einen Wandel in der emotionalen Tonlage der Kriminalpolitik (Stichwort: Verbrechensfurcht),
- die Renaissance des Opfers.

Das Gefängnis sei wieder erstanden, und zwar nur noch als »Sicherungsmaschine«. Die Kriminologie wende sich verstärkt dem alltäglichen Leben (»crime as an event«) und der »situational crime prevention« zu. Neue kommerzialisierte Sicherheitsindustrien seien entstanden (S. 18). Natürlich dürfe man – so Garland – (politische) Rhetorik und (politisches) Handeln nicht unbedacht gleichsetzen (S. 22). Doch meint er dann, es vollziehe sich gerade eine entscheidende Veränderung, die wir noch nicht recht eingeordnet hätten. Er verbindet damit das Versprechen: »This study tries to make sense of the current conjuncture by viewing it historically and sociologically.« (S. 23) Anzeichen einer Veränderung seien zwar schon von anderen registriert worden, doch seien dabei immer nur Teilespekte ins Blickfeld gerückt worden. Für seine Deutung bemüht er in bewährter Manier – Bourdieu lässt grüßen – eine »actor-oriented« sowie eine »culture and power structure-oriented perspective«, oder mit Foucault: »crime control« als Indikator für »government« und »governmentability« (S. 26). Diese Anleihen bei seinen Gewährsleuten sollen einerseits dazu verhelfen, die losen Enden zusammenzubinden; zugleich bilden sie gewissermaßen die methodische Folie für seine Gesellschaftstheorie der Spätmoderne.

Das zweite Kapitel stellt Garland unter das Motto »Modern Criminal Justice and the Welfare State« (S. 27–51). Er behauptet hier, dass es »früher« einen »broad professional consensus« über »criminal justice« und eine eher kontinuierliche Entwicklung in Richtung auf die Einführung sozialkonstruktiver Reaktionsformen gegeben habe, womit er sich in einem gewissen Gegensatz zu den Überlegungen Radzinowicz' über Rückschritte in der Kriminalpolitik setzt, die – so Radzinowicz – eben nicht erst in den 70er Jahren eingesetzt haben.<sup>4</sup> Der Stern des »pe-

nal welfarism« sei gesunken. Ein historischer Einschub gilt der Entstehung der öffentlichen Strafe und der staatlichen Polizei, insgesamt also der »Ver-Öffentlichung« und Professionalisierung (Stichwort: Expertentum) strafrechtlicher Sozialkontrolle. Mit dem Ende des 19. Jahrhunderts sei der Staat vollends in die Verantwortung gerückt, und zwar umfassend, also nicht nur für Strafe und Kontrolle, sondern auch für die Besserung des Täters (S. 39). Die Rhetorik der Verbesserung des Täters habe den Diskurs beherrscht; von ihr seien Bestrafungswünsche überdeckt worden. Das Wort »Strafe« sei überhaupt aus dem offiziellen Sprachgebrauch der Zeit geradezu verbannt worden. Die große Kluft, die sich zwischen amtlich/wissenschaftlicher Rhetorik und Handeln einerseits und der öffentlichen Meinung andererseits herausgebildet habe, macht er als wesentlichen Grund für die Spannungen aus, die in den 80er und 90er Jahren aufgetreten seien (S. 41). Die Kriminologie – so Garlands Analyse – habe den Fokus auf die Persönlichkeit des einzelnen Straftäters gelegt (S. 41–44). Das Ethos des Wohlfahrtsstaates, die Professionalisierung der sozialen Dienste, wirtschaftliches Wachstum sowie eine Wissenschafts- und Fortschrittsgläubigkeit hätten das Klima der Diskussion und des kriminalpolitischen Handelns geprägt. Die breite öffentliche Unterstützung hierfür habe freilich gefehlt (S. 56).

Damit ist der Boden bereitet für das, was Garland in einem 3. Kapitel mit »The Crisis of Penal Modernism« überschreibt. Man erfährt zwar nicht, was mit dem Begriff der »Krise« gemeint ist, kann aber vermuten, dass er damit auf den, wie er meint, Zusammenbruch jenes von ihm so apostrophierten »penal-welfarism« anspielt. Garland zeichnet die US-amerikanische Götterdämmerung hinsichtlich des Behandlungs-Modells und einer anwendungsorientierten Kriminologie überhaupt sowie die weltweiten Auswirkungen von Martinsons überholter »nothing works«-These und den Aufstieg von »justice«-orientierten Denkmodellen nach.

Die »radical criminology« mit ihrer kritischen Grundeinstellung wird als »turning point in the

history of crime policy« ausgemacht (S. 65). Die Gesellschaft und ihre Reaktionen hätten sich geändert, der soziale und ökonomische Wandel habe auch auf diesen Bereich durchgeschlagen (S. 72 f.). Diesem sozialen Wandel wendet sich Garland dann in seinem vierten Kapitel zu. Es geht u.a. um neo-liberale Modernisierungsprozesse (S. 77). Die Epoche von 1950-1973 wird als goldene Jahre apostrophiert (S. 79-81), die 70er und 80er Jahre gelten für ihn als »crisis decades«. Wandel in Familie und Haushalt werden diagnostiziert. Feminismus und überhaupt die Emanzipation ehemal marginalisierter Gruppen kennzeichneten die Veränderung (S. 84). Die Ghettoisierung habe sich verstärkt. Unter dem Einfluss der Massenmedien sei die Wahrnehmung für die sozialen und politischen Vorgänge hinter den Kulissen geschräft worden (S. 86). Insgesamt habe eine »democratization of social life and culture« stattgefunden. »Command and control«-Strategien werden zurückgedrängt. Das Auseinanderfallen von Familienbindungen habe zur »exclusion of the poor« beigetragen (S. 89).

Nun streut Garland Überlegungen über das Anwachsen der Kriminalität in dieser Epoche ein, die nur teilweise mit den Beobachtungen über die gesellschaftliche Entwicklung korrelieren und die eher mit Stichworten wie »opportunity«, »reduced situational crime control« und »population at risk« zu tun haben. Erklärungsversuche (z.B. »self-service«, »mobility«, »deviance« als Ausdruck von Freiheit) klingen plausibel, bleiben aber bis zu einem gewissen Grade spekulativ. Wachsende Skepsis gegenüber dem Staat sieht er als eine ironische Konsequenz eines Konzepts des »welfare state«, das gestützt durch den politischen Diskurs entsprechende, nicht erfüllbare Erwartungen geweckt hatte (S. 94). Der Aufstieg des Strafrechts zum Allheilmittel wird damit freilich nicht hinreichend erklärt. Neo-liberale politische Richtungen hätten sich im Wesentlichen über ihre Gegnerschaft zum »welfare state« definiert (Reagan, Thatcher). Effektiver heißt es dann, der Slogan »economic freedom and social control« habe jenen der »economic control and social liberation« ersetzt (S. 100). Die sozialen Gegensätze hätten sich verschärft. »Crime« sei zur Legitimation geworden, um die Armen unter Kontrolle zu halten und einen starken disziplinierenden Staat zu kultivieren (S. 102).

Im folgenden geht es darum, wie sich diese von Garland diagnostizierten Veränderungen in neue Kriminalpolitik umgesetzt haben. Dabei muss man wissen, dass Garlands Strukturalismus, wie oben schon angedeutet, einer der »actors« und »agencies« ist (S. 104). Die These vom »Kollaps« des »welfare systems« wird eingangs ein wenig zurückgenommen zugunsten von »Verunsicherung« (S. 104). Mit Bezug auf »victims« und »mediation« vermisst man freilich eine konkrete Analyse dieses neuen Handlungs- und Politikfeldes. Man wird ein wenig von wabernden Allgemeinplätzen überwölbt: »High crime rates and the limits of the criminal justice state« werden als »predicament of crime control« ausgemacht. Man ahnt schon die

Richtung, in die es gehen wird: Privatisierung. Die Überlegungen münden in eine Debatte über den Mythos des souveränen Staates und des Gewaltmonopols, womit wir sicher an einen zentralen Punkt der modernen Kriminalpolitik angelangt sind. Garland macht nun verschiedene und verschiedene Anpassungsstrategien aus:

- Rationalisierung
- Kommerzialisierung
- Entkriminalisierung (»defining deviance down«)
- Neubewertung der Erfolgskriterien
- Konzentration auf die Folgen (statt auf die Entstehungszusammenhänge)
- Neuverteilung der Verantwortlichkeiten.

Rationalisierung wird z.B. mit der Einführung von Informationstechnologie, aber auch mit »evaluation« und »controlling« verbunden. Das Stichwort Kommerzialisierung umfasst eine Bandbreite von Strategien, die vom »abandoning tasks« bis zur »contracting out« reicht, wobei der neuerdings verbreitete »consumerist approach« an dieser Stelle untergemischt wird (S. 117). Zu »defining down« erfahren wir, dass – entgegen »zero tolerance« – weitgehend eine De-Facto-Entkriminalisierung von Handlungsweisen stattgefunden habe, die vordem verfolgt worden seien. Die Passage über »redefining success« (S. 119 f.) bleibt recht vage; man sei bestrebt, die Erwartungen herunterzufahren. Diese These Garlands wird freilich konterkariert dadurch, dass in bestimmten (medienwirksamen) Fällen eben doch alles »aufgeboten« wird.

Die Strafrechtspflege habe sich stärker auf die Konsequenzen statt auf die Entstehungszusammenhänge konzentriert (S. 121 ff.). Er nennt »victim policy« und »fear of crime«, beides Gesichtspunkte, die ich nicht unbedingt dem Stichwort »Konsequenzen« zugeordnet hätte. Zentrale Bedeutung haben die Überlegungen zur Umverteilung von Verantwortlichkeiten. Die Stichworte sind bekannt: »community«, »responsibilization« mit der eindeutigen Botschaft, dass der Staat nicht (mehr) allein für die Sozialkontrolle verantwortlich sein kann. Nicht recht deutlich wird dabei, inwieweit es sich um ein »bottom up« oder ein »top down development« handelt.

Eine sich wandelnde kriminologische Forschung sei z.B. mit ihrer Hinwendung zur »situational crime prevention« für die Politik interessanter geworden. Die anwendungsorientierte Seite der Kriminologie fördere nunmehr ein Denken über den Staat hinaus (S. 129). Die ökonomische Analyse (»rational choice theory«) gewinne an Boden. Einfache Antworten entwickelten eine neue Verführerkraft (S. 131).

Man schließe die Augen vor kriminologischem Erfahrungswissen oder lasse sich auf Aktionismus ein: »Policy making becomes a form of acting out that downplays the complexities and long-term character of effective crime control in favour of the immediate gratifications of a more expressive language.« (S. 134) Die »Bösen« werden wiederentdeckt (S. 136), eine Entwicklung, die auch in Kon-

tinentaleuropa verstärkt durch die Medien und namentlich am Beispiel der öffentlichen Reaktion auf Sexualstraftäter beobachtet werden kann. Insgesamt ist jedenfalls die Sensitivität gegenüber dem Risiko, das von Straftaten ausgeht, gestiegen, verbunden mit einem »obsessive urge to manage them« (S. 137).

Im folgenden Kapitel über die »Culture of High Crime Societies« (S. 139-165) entfaltet Garland folgerichtig die Entwicklung von »punitive segregation« (S. 142), die vorzugsweise auf tatsächliche oder vermeintliche Opferinteressen gestützt werde (S. 143). Garland betrachtet das Wiederaufkeimen von »popular punitiveness« als Ausdruck einer Verschiebung der Balance zwischen Populismus und Professionalität (S. 145). Er fragt sich vor allem, wieso die Gesellschaft bereit ist, sich auf eine derart kostspielige Massenprisonisierung einzulassen (S. 146), ein Punkt, der nicht richtig erklärt wird, weswegen die Entwicklung – so die Analyse überhaupt zutrifft – nicht unumkehrbar erscheint. Immerhin wird das Interesse an den »underdogs« zutreffend als ein typisches »middle class sentiment« eingeordnet (S. 149 f.). Ansonsten hat man da und dort das Gefühl, dass die Überzeugungskraft der Analyse eher durch die Eloquenz der Behauptung abgesichert wird (S. 152: »liberal voices have not been altogether silent... But they now sound like voices in the wilderness....«).

Eine entscheidende These Garlands geht dahin, dass sich die »middle class«-Einstellung zu Straftaten und Strafrechtspflege geändert habe. Das Bedürfnis nach Kontrolle von Risiko habe sich verstärkt. Man erlebe »crime« bewusster als Herausforderung. Die Medien bekommen natürlich auch »ihr Fett weg« (S. 157 f.).<sup>5</sup> Die kulturellen Reaktionen und Adaptionen seien prompt eingetreten: »private sector crime prevention« (S. 160), Sicherheitsbewusstsein (»gated community«). »Late modernity« sei einfach von einem »Verbrechenskomplex« befallen (S. 163). Maßgeblich hierfür sei, so Garland fast beiläufig, ein »reactionary current of culture and politics«, der seinerseits auf einem »moral breakdown«, »incivility« und »the decline of the family« beruhe. Die Gesellschaft in den USA sei zu einer »mobile society of strangers« geworden: Man reagiere prompt nach der Methode »to fix identities, immobilize individuals, quarantine whole sections of the population, erect boundaries, close off access« (S. 165).

Im 7. Kapitel (S. 167-192) werden zwei analytische Problemstellungen eingeschoben: »Komplexität« und »Kontinuität«: Der »Resozialisierungsapparat« existiere fort. Die Strafrechtspflege habe aber einen Verlust an Autonomie erlitten (S. 172). Die politischen Reaktionsmuster seien freilich nicht unumkehrbar (S. 172). Die Institutionen hätten im übrigen schnellbigen Veränderungswünschen widerstanden (S. 174). Sie hätten sich adaptiert und assimiliert. Allerdings habe sich die »Kontrollkultur« gewandelt. Er macht drei Punkte aus (S. 175):

- einen veränderten penal-welfarism,
- eine Kriminologie der Kontrolle,
- ein ökonomisch-orientiertes Handeln.

»Rehabilitation« werde neu definiert und stärker auf das Opfer ausgerichtet (S. 176). Der Umgang mit Risiken und Ressourcen trete in den Vordergrund. Das Gefängnis werde nun auch in der Theorie als Mechanismus der Ausschließung und Kontrolle betrachtet (S. 177). Die Mauern gelten als das zentrale Element der Institution (S. 178). Das Gefängnis fungiere als eine Art Exil (S. 178). Der Prozess der Individualisierung der Strafe werde abgelöst durch einen distanzierten Umgang mit dem Straftäter (S. 179).

Stigmatisierung stehe wieder hoch im Kurs. Garland fragt sich, wieso es dazu kommen konnte, dass der Straftäter so verloren und der »victim block« so hinzugewonnen habe (S. 181). Er sieht die Gründe nicht zuletzt darin, dass das Trennungsdenken zwischen Gut und Böse wieder aufgelebt sei, »us« und »them« in seiner Terminologie, wobei an dieser Stelle die Gründe hierfür nicht näher markiert werden (S. 181).

Die Kriminologie selbst habe sich diversifiziert. Zwar gebe es nach wie vor den »welfarist current« und eine »correctionalist criminology« (S. 182); sie rivalisierten jedoch mit zwei neueren Strömungen, einer, die »situational engeneering« betone, und einer »anti-modern« Kriminologie, die den »gefährlichen Anderen« thematisiere und bereit sei, alle Konsequenzen aus dieser Position bis hin zur »Exkommunikation« aus der Gesellschaft zu ziehen (S. 185). Dadurch sei auch die »Abschreckungsdiskussion« stimuliert worden (S. 187). Die ökonomische Analyse des (Straf-)Rechts sei gleichfalls – im Gefolge von Gary Becker und Richard Posner – verstärkt auf den Plan getreten, wobei anzumerken ist, dass jedenfalls deren US-amerikanische Version, zumindest anfangs, die strafrechtliche Reaktion allzu einfach mit Gefängnis gleichgesetzt hat. Garland macht hier nachdrücklich Front gegen die Gefahr einer einseitigen Ökonomisierung der Debatte, die die Freiheitsinteressen des Gefangenen mit Null ansetze, wenn irgendwelche Restriktionen erneuter Straffälligkeit bestünden (S. 191).

Garland stellt sein eher schmales Fazit unter den Titel »Crime Control and Social Order« (S. 193–205). Die Schlüsselwörter sind nun bekannt: Vordergründig geht es um Kriminalitätsraten und die Ernüchterung in der Resozialisierungsdebatte, hintergründig um jenen »Verbrechenskomplex« der politischen Akteure und einer gewandelten Einstellung zum Sozialstaat sowie einer sich wandelnden Arbeits- und Wirtschaftswelt (S. 193). Art und Form der sozialen Kontrolle von Kriminalität schüfen im übrigen soziale Fakten: »In America and Britain today, »late modernity« is lived – not just by offenders but by all of us – in a mode that is more than ever defined by institutions of policing, penality, and prevention.« (S. 194) Nicht gerade neu ist freilich die Erkenntnis, dass »penal solutions« im politischen Geschäft wohlfeil, weil sofort anwendbar und einfach umsetzbar sind (S. 200). Man kann noch ergänzen, was Garland nicht ausdrücklich erwähnt, dass nämlich sozialpolitisch orientierte präventive

Maßnahmen im politischen Alltag auch deswegen weniger populär sind, weil sich ein messbarer Erfolg nicht in Zeiträumen erzielen lässt, die nach Wahlperioden gemessen werden.

Unter dem Rubrum »Die Zukunft ist nicht unausweichlich« distanziert sich Garland von der Annahme, dass die von ihm beschriebene Struktur die Antworten aufzwinge. Er markiert gewisse Unterschiede zwischen den USA und Großbritannien und stellt fest, dass andere Gesellschaften auf die Herausforderungen von »late modernity« offenbar differenzierter reagiert hätten. Er meint nun gar, die eigene Analyse, die eher den Eindruck von Unausweichlichkeit der Entwicklung suggeriert hat, habe Weichenstellungen aufgezeigt, an denen auch andere Entscheidungen möglich gewesen wären, die mit Garlands eigener integrativen, die Bedeutung von sozialer Solidarität und Freiheit betonenden Grundphilosophie kompatibler wären. Richtig ist sicher, dass die öffentliche Einstellung zu dem Thema »Kriminalität« ambivalent ist und auch Raum für andere sozialkonstruktivere Lösungen lässt (S. 203). In Kenntnis dieser Grundposition konnte man auch erwarten, dass Garland mit Worten, die auch in den Schlussthesen der kriminologischen Konferenz des Europarates über »Privatisation of Crime Control« hätten stehen können,<sup>6</sup> in Zusammenhang mit dem Ungleichgewicht der Privatisierung die Regulierungskompetenz der »governmental authorities« anmahnt (S. 203). Insofern klingt das Werk mit einem Appell an »social cohesiveness« aus. Hier wird mehr zwischenmenschliche Solidarität auch in und durch Kriminalpolitik eingefordert, was auch und gerade mehr »community involvement« durchaus einschließt (S. 205).

## Zur Reichweite der Untersuchung

Der nicht ganz einfach zu übersetzende Titel »The Culture of Control«, vielleicht »gesellschaftliche Kontrollstile«, mag auf Anhieb Bewunderung oder gar Neid bei denjenigen auslösen, die sich mit der Titelfindung schwer tun. Treffsicher bringt Garland damit die kulturelle Einbettung der strafrechtlichen Sozialkontrolle zum Ausdruck. Dieser Gesichtspunkt, der schon zur Grundmelodie von »Punishment and Modern Society« gehörte, ist inzwischen zum Kernbestand einer gerade durch die Internationalisierung zu Exerzitien der Selbstfindung stimulierten kriminalpolitischen Debatte geworden. Auch die Rechtsethnologie dürfte zu einer verstärkten Sensibilität für die kulturprägte und die kulturprägende Rolle von (Straf-) Recht beigetragen haben.

Garlands Analyse stellt sich genau genommen als ein Soziogramm der Veränderung der US-amerikanischen Gesellschaft und deren Folgen für die Strafkultur dar. Die Frage, ob und inwieweit dabei spezifisch US-amerikanische Denk- und Handlungsstile diesen Entwicklungsprozess gefördert, vielleicht gar überhaupt erst ausgelöst haben, bleibt eigentlich weitgehend unbear-

beitet. Womit wir bei der umfassenden Dimension angelangt sind, die der allgemein gehaltene Titel suggeriert. Garland schöpft aus der Erfahrung der anglo-amerikanischen Welt für die anglo-amerikanische Welt. Zwar lässt sich nicht bestreiten, dass im Zeitalter der Globalisierung kriminalpolitische Strömungen und Tendenzen in den USA, nicht zuletzt durch die Vermittlung Großbritanniens, auch in Europa Resonanz finden.<sup>7</sup> Es mag auch zutreffen, dass sich in Kontinentaleuropa teilweise vergleichbare Ausgangssphänomene beobachten lassen. Dennoch muss man festhalten, dass es sich um eine Untersuchung handelt, die die US-amerikanische und, mit Abstrichen, die britische Kriminalpolitik betrifft. Die Verallgemeinerung im Vorwort – unter Bezugnahme auf Mathiesen, Christie und Wacquant – nimmt Garland denn später auch teilweise wieder zurück zugunsten einer differenzierten Betrachtung (vgl. S. IX, 202). Kontinentaleuropäische Quellen wie etwa die in englischer Sprache verfügbaren Dokumente des Europarates werden kaum genutzt. Die Fokussierung auf die USA und Großbritannien als »Trendsetter« für »late modernity« dürfte zunächst einmal ganz vordergründige Ursachen haben: Garland schreibt in erster Linie für ein amerikanisches Publikum, dessen Interesse an Erkenntnissen über die Entwicklung in anderen Gesellschaften sich in Grenzen hält. Frei nach dem Motto »elsewhere in the developed world« werden die Dinge schon ähnlich liegen. Im übrigen muss man einräumen, dass ein einzelner Forscher wohl mit einer weiter dimensionierten Untersuchung überfordert wäre. Dennoch bleibt festzuhalten, dass der Titel in seiner Allgemeinheit mehr verspricht als nur eine Untersuchung der US-amerikanischen »culture of control«. Wenn man die Entwicklung der US-amerikanischen Gesellschaft als einen Anwendungsfall für den gesellschaftlichen Kontext von Kriminalpolitik begreift, kann man sich mit dieser Überformulierung freilich wieder anfreunden.

## Zur Handschrift

Garland zielt mit seiner Untersuchung auf ein breiteres Publikum. Der Text soll daher nicht so »theorielastig« werden. Er versucht dies namentlich dadurch zu erreichen, dass er die Fußnoten kapitelweise geordnet an das Ende des Werkes stellt. Hier findet man auf 69 Seiten in der Tat die versprochene Fundgrube, eher selten freilich empirisches Material. Die Untersuchung ist von ihrem gedanklichen Zuschnitt her auch nicht empirisch, sondern strukturalistisch angelegt. Garland beweist einmal mehr sein hochentwickeltes Sensorium dafür, Strömungen und Stimmungen nachzuspüren, sie damit rational fassbar und wissenschaftlich diskutierbar zu machen. Garland stellt sich – methodisch betrachtet – in die Tradition von Foucault und Bourdieu. Mit Bourdieu wird das »social field« durch die Akteure und ihren Habitus aufgeschlüsselt. Hier die Schlüsselesätze: »Instead of talking in abstract

about ... we should instead attend to specific actors and agencies. We should ask how they perceive their situations and how they address the problems that these situations pose for them. And we should attend to the perceptions and reactions of civil society's actors as well as state actors ... « (S. 104) Die »actor-oriented perspective« weitet sich freilich zu einer gruppen- und klassenorientierten Betrachtung, wenn etwa von den »liberal elites«, der »educated middle class« und den »public sector professionals« oder noch allgemeiner von der »professional middle class« die Rede ist (z.B. S. 148 f.), deren Einstellung oder besser Einstellungsänderung Garland zentrale Bedeutung für den Niedergang des »penal welfare systems« beimisst. Mit Foucault verbindet Garland nicht nur der Ansatz, Geschichte zur Reflektion über die Gegenwart nutzbar zu machen (»The point is not to think historically about the past but rather to use that history to rethink the present.« [S. 2]) Er stellt sich auch in Foucaults Tradition, was die (macht-) kritische Dimension anbetrifft (»... urging us to identify the dangers and harms implicit in the contemporary scheme of things, ...« [S. 3]). Allerdings kommen diese kritisch bewertenden Einschätzungen so richtig erst gen Schluss zum Tragen. Sie sind zudem längst nicht so gesellschafts- und systemkritisch angelegt, wie wir dies von Foucault her gewohnt sind. Dennoch sucht Garland – so wie er immer wieder an Bourdieus Begriffsrepertoire anknüpft – durchgehend die zentralen Botschaften Foucaults für seine Interpretation der Entwicklung fruchtbar zu machen. Ob man freilich die Parallele zu Foucaults »Surveiller et punir« suchen muss, um die Rekonfigurationen im Feld der »crime control« mit den Auswirkungen der »social modernity«, allgemeiner noch mit dem »character of twentieth century, its problems, its culture and its technology of power« zu erklären (S. 72), ist eine andere Frage. Insofern wirkt bei aller Konkordanz mit Foucault in der institutionell machtorientierten Interpretation von »crime control« die Rückversicherung bisweilen etwas bemüht.

Garland kann neue Begriffe prägen bzw. in der kriminologischen Debatte hoffähig machen. »The Culture of Control« ist voll davon. Sie bilden – nach dem Prinzip der didaktischen Wiederholung eingesetzt – in der Regel Schlüsselworte für die Analyse, an denen man sich bei der Lektüre festhalten kann: Sie werden aber auch in der Absicht gebraucht, stilprägend für die gesamte Debatte zu wirken. Dazu zählten etwa »penal welfarism«, »late modernity« und die »crime complex«. Aber auch sonst besticht Garland durch die Fähigkeit, Erkenntnisse zu bündeln und in griffige Klassifikationen und Sprachregelungen umzusetzen. Insofern sollte man seine beziehungsreich angelegte und diszipliniert durchkomponierte Art der historisch, pönologischen und soziologischen Gesamtschau der Dinge in ihrem Eigenwert genießen und nicht ständig darauf schießen, wo sich darin Foucault und Bourdieu zur Geltung bringen, eine Lesart, der Garland freilich selbst ein wenig Vorschub geleistet hat.

## Zur Aussage

Ein derart vielschichtiges Werk lässt sich natürlich nicht auf eine Aussage zurückführen. Insofern wäre es schon im Ansatz verfehlt, wenn man »The Culture of Control« – in Gegenüberstellung zu »Punishment and Welfare« – auf die einfache Formel einer Untersuchung über die Gründe für den Niedergang des »penal welfarism« in den USA und Großbritannien brächte. Natürlich bildet die Entwicklung des »penal welfarism« gewissermaßen den roten Faden. Hierum ranken sich freilich eine Vielfalt von verwandten Motiven, allen voran die sich wandelnde Rolle des Staates in der Kriminalpolitik. Vor allem aber handelt es sich um ein Traktat über das sozialpsychologische Bedingungsgefüge jeglicher Kriminalpolitik. Garlands besonderes Augenmerk gilt dabei den allgemeinen Veränderungen in der US-amerikanischen Gesellschaft und ihren Auswirkungen auf jene, die er als den eigentlichen Resonanzboden für die Herausbildung umsetzbarer kriminalpolitischer Konzepte ausmacht, nämlich die »professional middle class«.

Betrachtet man die Chronik der »punitiven Aufladung« der US-amerikanischen (und britischen) Kriminalpolitik, so ist man natürlich versucht, allgemein über den Fortschritt in der Kriminalpolitik nachzudenken.<sup>8</sup> Die Rücknahme von Punitivität wird möglicherweise von vielen als allzu selbstverständlich betrachtet. Um dieses Ziel einer rationalen Kriminalpolitik muss man sich fortwährend mühen. Hier ist vor allem auch die Kriminologie als Wissenschaft angesprochen und gefordert. Insofern liefert Garlands Werk bemerkenswerten und nachdenklich stimmenden Anschauungsunterricht über die Rolle der US-amerikanischen Kriminologie. Es lädt damit insgesamt dazu ein, über die Bedeutung von Professionalität und Rationalität im Prozess der kriminalpolitischen Meinungs- und Konsensbildung zu reflektieren.<sup>9</sup>

Fachleute in Europa neigen zu der Annahme, dass die USA kriminalpolitisch derzeit »out of step« geraten seien und die kriminalpolitischen Uhren in (Kontinental-) Europa zum Glück etwas anders gingen.<sup>10</sup> Bedenkt man freilich, dass derzeit in Deutschland z.B. ernsthaft über die Möglichkeit der Einführung einer nachträglichen Sicherungsverwahrung diskutiert wird, obwohl sich diese verfassungsrechtlich ohnehin bedenkliche Maßnahme<sup>11</sup> nach dem Sicherheitsbericht der Bundesregierung in keiner Weise aufdrängt, so mag man sich fragen, ob nicht auch (Kontinental-) Europa längst von weit übertriebenen Sicherheitsängsten heimgesucht wird.<sup>12</sup>

Doch geht es – und ging es wohl auch Garland – nicht unbedingt um »Welt-Repräsentativität«. Wohl aber liefert das Werk zentrale Erkenntnisse über die »Sozialpsychologie der Kriminalpolitik«. Die gedankliche Tradition eines Bourdieu, Foucault und Elias gibt den Rahmen vor. Ein solcher Rahmen hilft bei der Strukturierung des Materials. Er kann freilich auch einengend wirken. Doch wollen wir bei einem derart beeindruckenden Gesamtwerk nicht darüber rechten, dass man auch

noch andere Assoziationslinien hätte verfolgen können. Als »Fallstudie« für die gesellschaftspolitische Analyse der Hintergründe der Kriminalpolitik unserer Tage setzt das Werk allemal Maßstäbe.

*Prof. Dr. Heike Jung lehrt Strafrecht, Strafprozessrecht, Kriminologie und Strafrechtsvergleichung an der Universität des Saarlandes in Saarbrücken*

## Anmerkung

<sup>1</sup> Z.B. Garland/Young (eds.), *The Power to Punish*, Heinemann, London 1983; Garland/Duff (eds.), *A Reader on Punishment*, 1994; Von Hirsch/Garland/Wakefield (eds.), *Ethical and Social Perspectives on Situational Crime Prevention*, Hart, Oxford 2000.

<sup>2</sup> Vgl. auch meine Besprechung von »Punishment and Modern Society«, in: *Zeitschrift für Strafvollzug und Straffälligenhilfe* 1992, S. 34.

<sup>3</sup> Z.B. *The Limits of the Sovereign State: Strategies of Crime Control in Contemporary Society*, The British Journal of Criminology 1996, S. 445.

<sup>4</sup> Vgl. Radzinowicz, Rückschritte in der Kriminalpolitik, *ZStW* 105 (1993), S. 247.

<sup>5</sup> Dazu neuerdings auch Wagner, Zur Entwicklung von massenmedialer Berichterstattung, öffentlicher Meinung und Kriminalpolitik bei Sexualdelikten in Deutschland und England, *ZfStrVo* 2001, S. 228.

<sup>6</sup> Vgl. Jung, *Conclusions and Recommendations of the Conference*, in: European Committee on Crime Problems, *Privatisation of Crime Control*, Council of Europe, Strasbourg 1990, S. 127.

<sup>7</sup> Zur Soziologie der Globalisierung allg. Urry, *Sociology beyond Societies*, London 2000.

<sup>8</sup> Dazu Müller-Dietz, Gibt es Fortschritt im Strafrecht?, in: Jung/Müller-Dietz/Neumann (Hrsg.), *Perspektiven der Strafrechtsentwicklung*, Baden-Baden 1996, S. 31.

<sup>9</sup> Aufschlußreich hierzu: Welchen Einfluss hat die Kriminologie auf die Kriminalpolitik in den USA, Interview mit Lawrence Sherman, in: *Neue Kriminalpolitik 2001/Heft 2*, S. 32. Zur Einordnung der US-amerikanischen Kriminologie auch Kaiser, Was heißt »amerikanische Kriminologie«? Inhalte, Wandlungen und Bedeutung im Selbst- und Fremdverständnis der Kriminologie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in: *Festschrift für H.J. Schneider*, Berlin/New York 1998, S. 539.

<sup>10</sup> Vgl. z.B. Riklin, *The Death of Common Sense – kritische Gedanken zur gegenwärtigen amerikanischen Kriminalpolitik*, in: *Festschrift für Rehberg*, Zürich 1996, S. 269.

<sup>11</sup> Mit Recht kritisch zur baden-württembergischen Regelung Eisenberg, Nachträgliche Sicherungsverwahrung? *ZfStrVo* 2001, S. 131. Kirzig, Als Bundesrecht gescheitert – als Landesrecht zulässig?, *NJW* 2001, S. 1455.

<sup>12</sup> Allg. zum Einfluß anglo-amerikanischen Sicherheitsdenkens in der europäischen Kriminalpolitik Wacquant, *Une voie européenne vers L'Etat pénal? Sur l'importation de l'idéologie et des politiques sécuritaires américaines*, in: Sainati/L. Bonelli (sous la dir. de), *La machine à punir*, Paris 2000, S. 145.